

Stuttgart 1965 (engl. Harper & Row, New York / Evanston 1964, Unity in Freedom). 304 Seiten. Leinen DM 19.80.

Nach der 1963 erschienenen Sammlung von Reden und Ansprachen „Einheit der Christen“, die mehr formell und diplomatisch auf die jeweilige Situation und die Zuhörer ausgerichtet sein mußten, überrascht „Einheit in Freiheit“ durch die Frische und Radikalität der Gedanken zur großen doppelten christlichen und menschlichen Einheitsfrage. Nüchtern werden Tatsachen, Zahlen und Schwierigkeiten in exakten Angaben oder Zitaten genannt. In lockerer Folge werden in zwölf Kapiteln mit drei dokumentarischen Anhängen 117 Erörterungen zusammengefaßt, die keinem der heißen Eisen aus dem Wege gehen, das der Leiter des Einheitssekretariates im Laufe der Konzilsjahre anfassen mußte. Niemals verlieren sich die klaren und lebendigen Ausführungen im Anekdotenhaften oder Technisch-Speziellen, lassen aber überall die innere, persönliche Auseinandersetzung mit den das Einheitssekretariat umringenden und bedrängenden Fragen erkennen.

So stellt das Buch gerade auch nach dem seither erfolgten Abschluß des Konzils eine unentbehrliche Hilfe zu seinem Verständnis und einen Kommentar ganz eigener, sehr persönlicher und sehr kompetenter Art dar.

In den Abschnitten, die Papst Johannes XXIII. betreffen (Kap. IV, V und X), wird dessen wesentlicher und bleibender Einfluß auf das Konzilsgeschehen von einem wirklich Kundigen festgehalten. Es ist verständlich, wenn auch ein Nachteil im Gesamtbild, wenn Papst Pauls VI. entsprechender Anteil in einem schon 1964 erschienenen Werk nicht in gleicher Weise umschrieben werden konnte, doch ist die Begegnung mit Patriarch Athenagoras im Heiligen Land noch einbezogen. Auch wird man nicht fachtheologische Erörterungen in einem Buche suchen wollen, dessen Bedeutung gerade darin gesehen werden darf, eine erstrangige Quelle des „Konzilsgeistes“ und dadurch für den Geist des nun anhebenden großen ökumenischen Dialogs mitbestimmend zu sein.

Wesentlich sind deshalb vor allem die Darlegungen über die geistige Haltung, in der nach dem Verständnis und in der Sicht

Augustin Beas die durch das Konzil hindurchgegangene und von ihm geprägte römisch-katholische Kirche zum Partner im ökumenischen Dialog und im Ringen um die Rettung des Menschen schlechthin geworden ist.

Im Sinne des Konzils faßt Bea dabei die Vision der Einheit der Menschheit mit der Frage der Einheit der Christen zusammen: Es sind „zwei klar voneinander abzugrenzende Einheiten“, „zwischen denen jedoch einige wirkliche Verknüpfungen bestehen“, denen es nachzugehen gilt (S. 260 f.). „Kein Christ kann ein echter Christ sein, solange er sich nicht seiner Verantwortung für die ganze Menschheitsfamilie bewußt ist und von aufrichtiger Liebe zu ihr getrieben wird. Es ist im Grunde eine Familie, und alle Menschen sind seine Brüder. So empfand es der Sohn kleiner Bauern“ (und hier denken wir auch an die bäuerliche Schwarzwaldheimat des Kardinals selbst!) „Papst Johannes XXIII. und damit hat er der tiefsten Herzenssehnsucht und Gesinnung der Menschen gültigen Ausdruck verliehen“ (S. 287).

Werner Küppers

Max Thurian, Maria. Verlag Matthias Grünewald, Mainz / Johannes Stauda, Kassel 1965. (Übers. aus „Marie, Mère du Seigneur — Figure de l'Eglise“. Les Presses de Taizé 1964.) 244 Seiten. Leinen DM 17.80.

Es ist der Vorzug einer Stimme aus Taizé, daß sie von vornherein heute in einem sehr weitgesteckten Umkreis willig offenes Gehör findet. Nach der „Regel“ und dem Eucharistiebuch sollte dies sich erneut bewähren, wenn jetzt unmittelbar, nachdem das Konzil in der Kirchenkonstitution seine Stellung in der marianischen Frage genommen hat, Max Thurian, der Theologe der Brüdergemeinschaft von Taizé, sich zu deren Sprecher in einer für die ökumenische Annäherung der Kirchen so wesentlichen Frage macht. Im protestantischen Raum deutscher Zunge wäre als vergleichbare Stimme in den letzten 20 Jahren wohl nur Hans Asmussens mutiges Büchlein „Maria, die Mutter Gottes“ aus dem Jahr 1951 zu nennen. Daneben seien hier zur Orientierung im breiteren Umkreis über den Stand der marianischen Frage aus der unübersehbaren Literatur — eine mariologische Bibliographie müßte ungefähr 100 000

Titel erfassen — für den deutschen Leser besonders zwei neuere Schriften genannt: René Laurentin als bekannter französischer Mariologe (kath.) „Kurzer Traktat der Marianischen Theologie“, 1959, 213 S., mit gutem Überblick über die historischen und systematischen Aspekte, und Cornelis de Ridder (holl. reform.) „Maria als Miterlöserin“, 1965, 176 S., mit reicher Bibliographie und systematisch-kritischer Untersuchung der „wachsenden Marianik“ (s. ÖR 4/1965, S. 341). Vom breiteren Chor dieser Chöre zur Rechten und zum Linken hebt sich die Stimme von Taizé klar ab durch die Aufgabe, die sie sich beim Angehen dieses Themas stellt: „Wir haben besseres zu tun als in dieser Zeit ökumenischen Reifens miteinander zu streiten... Die christliche Besinnung auf die Rolle der Jungfrau Maria ist für uns ein Grund zur Freude und eine Quelle des Gebetes, erst in zweiter Linie ein Gegenstand der Trennung. Allzuoft hat der Protestantismus — aus Furcht und aus Opposition — nicht frei darüber nachzudenken gewagt, was uns das Evangelium über die Mutter des Herrn lehrt. Aber weil Maria bei der Menschwerdung des Sohnes Gottes eine hervorragende Rolle gespielt hat, ist es eine theologische Notwendigkeit und von geistlichem Gewinn, unvoreingenommen über ihre Berufung nachzudenken. Für das geistliche Leben ist es unerlässlich, Maria vom Evangelium her in unsere Frömmigkeit einzubeziehen; und es ist uns wirklich ein Anliegen, ökumenische Arbeit zu leisten, das heißt der persönlichen Frömmigkeit eines jeden Christen zu dienen“ (S. 7). Damit ist Grundlage und Tenor einer in zehn Kapiteln ausgeführten, biblisch gebundenen Marienaussage gekennzeichnet, bei der die späteren kirchlichen und dogmatischen Aussagen nur am Rande auftauchen.

Ein erster Anhang erklärt das protestantische Unvermögen, die neuen mariologischen Dogmen von 1854 und 1950 „gelten zu lassen“. Doch über diese Zurückhaltung gegenüber dem Titel der Immaculata und Assumpta hinaus werden auch die — noch nicht dogmatisch fixierten — Titel der Mittlerin und Miterlöserin als „nicht angebracht“ bezeichnet, obgleich „der protestantische Glaube eine besondere Heiligkeit und Vorrangstellung Marias durchaus zu bejahen vermag“ (S. 232). Der zweite An-

hang vollzieht eine Abgrenzung im Bereich der Frage „Maria, das Konzil und der Ökumenismus“. Es wird darauf hingewiesen, daß im Konzil der „marianischen Geographie“, d. h. den bekannten Unterschieden in der Frömmigkeitshaltung südlicher und nördlicher Länder, klug Rechnung getragen und niemand überfordert worden sei. Indirekt klingt dabei die Frage durch, ob nicht vielleicht die neuen Mariendogmen von 1854 und 1950 gerade diese Tatsache zu wenig berücksichtigt hätten. Die Einbeziehung des ursprünglich selbständigen Marianethemas in die Kirchenkonstitution des Konzils wird im Interesse eines „besseren biblischen Gleichgewichtes“ der katholischen Mariologie positiv gewertet. Nach nochmaliger Betonung, daß protestantische Theologie den Titel Mittlerin im Sinne dogmatischen Erfülltheits von einer Teilhabe an der einzigen Mittlerschaft Christi nicht gelten lassen könne, wird festgestellt, daß das Konzil gerade eine solche Aussage vermeiden habe, ja den Gebrauch des Wortes gegen die Einzigkeit der Mittlerstellung Christi abgegrenzt habe. Was aber wohl doch gesagt werden müßte, daß nämlich gerade hier einer der unglücklichsten Kompromisse des Konzils vorliegt, wird nun doch nicht gesagt. Festgestellt wird, daß — was gewiß richtig ist — der Titel „Mutter der Kirche“ nicht eigentlich zu dogmatischen Schlüssen zu dienen vermag und deshalb die ökumenische Situation nicht neu belastet (S. 236). Jedenfalls aber bleibt auch für Taizé die Weiterentwicklung der katholischen Mariologie eine noch offene Frage.

Der Hauptakzent des Buches liegt jedoch nicht im Bereich derartiger Erwähnungen, sondern im viel breiteren, sorgfältigen, ja liebevoll-ehrfürchtigen Aufweis des biblischen Grundes legitimer Marienfrömmigkeit, -andacht und -meditation. Hier wird man mit dieser Stimme, die selbst Frucht der Meditation biblischer Texte und des Heilsweges Christi ist, weder rechten können noch wollen, sondern in Ruhe und Offenheit hinhören und mitdenken müssen, um eine persönliche Stellung zu gewinnen. Umfang und Gewicht der herangezogenen und einbezogenen, neutestamentlichen Texte sind beachtlich. Man wird nicht alles als zwingend erachten, zumal wenn textgeschichtliche Fragen sich anmelden und ernstgenommen sein wollen; man wird aber die

innere Nähe dieser biblisch fundierten Marienmeditation zum Wurzelgrund ostkirchlicher Hymnik schätzen und ihren Abstand vom schwindelerregenden Gebäude neuzeitlich-mariologischer Systematik positiv werten dürfen. Werner Küppers

Albert Brandenburg, Maria in der evangelischen Theologie der Gegenwart. Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1965 (Konfessionskundliche Schriften des Johann-Adam-Möhler-Instituts, Nr. 6). 164 Seiten. Laminert DM 8.80.

Das Buch ist von der wohlmeinenden Absicht getragen, gemäß der Anleitung des Ökumenismus-Dekretes mit der evangelischen Theologie ein Verständigungsgespräch aufzunehmen. Der Verf. wählt sich als Thema die Mariologie und weiß, daß er gerade mit der Marienlehre „einen besonders neuralgischen Punkt berührt“ und „die vorliegende Arbeit ein Wagnis“ ist (S. 10; 142 f.). Sein Programm ist eine „ökumenische Mariologie“. Um dieses Ziel zu erreichen, helfen freilich weder Mut noch guter Wille, wenn die sachlichen Voraussetzungen fehlen.

Für den römisch-katholischen Partner „ist es selbstverständlich, daß nichts von der dogmatisch geltenden Marienlehre gestrichen oder gekürzt wird... Die „Anpassung der Mariologie“ an den ‚Tag‘ unserer Gegenwart geschieht durch eine organische Verdeutlichung der Stellung Marias in dem Dreiecksfüge CHRISTUS MARIA KIRCHE“ (S. 129 f.). So besteht für Brandenburg die anvisierte „ökumenische Mariologie“ lediglich in einer möglichst wenig anstößigen Aussageweise der Mariendogmen, die Verständigungsschwierigkeiten bei den getrennten Brüdern zu vermeiden sucht und es ihnen erleichtert, der römischen Marienlehre zuzustimmen oder zumindest sich ihr anzunähern. Was aber soll den protestantischen Theologen dazu nötigen, sich auf die mariologischen Spekulationen einzulassen und sich der römischen Mariologie zu nähern? Für eine „ökumenische Mariologie“ ist kein Anlaß, wenn die alte römische Lehre über Maria für unabdingbar gehalten wird und „ökumenisch“ nur das Vermeiden von Polemik bedeuten soll.

Der protestantischen Theologie liegt eine besondere Lehre über Maria gänzlich fern. Brandenburg muß darum feststellen:

„Der Protestantismus hat keine systematische Lehre über Maria“ (S. 84). Das hindert ihn aber nicht, seinen protestantischen Partnern ständig eine Mariologie zu unterstellen. So wird von Luther behauptet, er sei sein Leben lang ein „ausgeprägter Marientheologe“ gewesen (S. 85), und Karl Barth muß sich das Votum gefallen lassen, er habe die Mariologie zu einem „zentralen Thema“ seiner Dogmatik gemacht (S. 16). Zugleich weiß aber Brandenburg, daß Barth „nur und ausschließlich ein christologisches Interesse an der Person Maria“ hat und in diesem Zusammenhang lediglich hilfsweise von ihr spricht (S. 17 f.). Gerade dieses Wissen um den Mangel an Mariologie auf protestantischer Seite hätte den Verf. aber davon abhalten sollen, sich dem Programm einer ökumenischen Marienlehre zuzuwenden; eine ökumenische Christologie wäre sinnvoller gewesen.

Der Verf. gliedert sein Buch in fünf Teile: 1. Einleitung (S. 9–14), 2. Darstellung der Lehre von Maria bei evangelischen Theologen der Gegenwart (S. 15–85), 3. Reformatorische Lehrprinzipien als Hintergrund protestantischer Kritik an der katholischen Marienlehre (S. 86–117), 4. Möglichkeiten eines Dialogs über Mariologie. Aggiornamento (S. 118–145), 5. Konziliare Mariologie (S. 146–156). Ein umfangreiches Literaturverzeichnis bildet den Abschluß. Erwin Fahlbusch

*La collégialité épiscopale. Histoire et théologie.* Mit einer Einführung von Yves M.-J. Congar. Unan sanctam 52. Editions du Cerf, Paris 1965. 393 Seiten.

Durch das II. Vatikanische Konzil ist das noch nicht erledigte Problem der Kollegialität der Bischöfe innerhalb der katholischen Kirche erneut in den Vordergrund gerückt. Darunter versteht man den Sachverhalt, inwiefern Bischöfe über die strikten Grenzen ihrer jeweiligen Diözese hinaus kollektiv Autorität und Auftrag für das Wohl der Gesamtkirche haben. In einer exegetischen Studie zu Galater 1 und 2 wird ausgeführt, daß Paulus unbeschadet seiner unmittelbaren Berufung zum Apostel die Übereinstimmung seiner Verkündigung mit der in der Kirche üblichen Predigt durch seine Aussprache mit den anderen Aposteln in Jerusalem festgestellt habe. Daran hängt die Glaubwürdigkeit seines